

FVF
FORUM VORMÄRZ FORSCHUNG
Jahrbuch 2006

Jugend im Vormärz

AISTHESIS VERLAG

AV

Kuratorium:

Olaf Briese (Berlin), Erika Brokmann (Detmold), Birgit Bublies-Godau (Bochum), Claude Conter (München), Norbert Otto Eke (Paderborn), Jürgen Fohrmann (Bonn), Martin Friedrich (Wien), Bernd Füllner (Düsseldorf), Detlev Kopp (Bielefeld), Rainer Kolk (Bonn), Hans-Martin Kruckis (Bielefeld), Christian Liedtke (Düsseldorf), Harro Müller (New York), Maria Pörrmann (Köln), Rainer Rosenberg (Berlin), Peter Stein (Lüneburg), Florian Vaßen (Hannover), Michael Vogt (Bielefeld), Fritz Wahrenburg (Paderborn), Renate Werner (Münster)

FVF
FORUM VORMÄRZ FORSCHUNG

Jahrbuch 2006
12. Jahrgang

Jugend im Vormärz

herausgegeben von

Rainer Kolk

AISTHESIS VERLAG

Das FVF im Internet: www.vormaerz.de

Bibliographische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Das FVF ist vom Finanzamt Bielefeld nach § 5 Abs. 1 mit Steuer-Nr. 305/0071/1500 als gemeinnützig anerkannt. Spenden sind steuerlich absetzbar.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge müssen nicht mit der Meinung der Redaktion übereinstimmen.

Redaktion: Detlev Kopp

© Aisthesis Verlag Bielefeld 2007
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld
Satz: Germano Wallmann, www.geisterwort.de
Druck: docupoint GmbH, Magdeburg
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-89528-611-7
www.aisthesis.de

Rainer Kolk (Bonn)

Die Jugend der Moderne

Jugend und Jugendlichkeit sind am Beginn des 21. Jahrhunderts selbstverständliche Bezugsgrößen kultureller Debatten. Ob es um die Einschätzungen demographischer Entwicklungen oder die Postulate eines mobilen, allseitig flexibilisierten Bewohners der globalisierten Welt geht, es finden sich die geläufigen Attribute jugendlichen Lebensstils: Ungebundenheit, Misstrauen gegen Konventionelles und Veraltetes, Autoritäten zumal, Offenheit gegenüber der Zukunft, gegenüber alternativen Lebensmodellen etwa. Auffällig, gelegentlich penetrant ist die Selbstverständlichkeit, mit der die derart stereotypisierte Jugendlichkeit zum Maßstab der allein noch zeitgemäßen Existenz stilisiert wird. Es kommt hinzu, dass traditionelle Grenzziehungen und Zäsuren fragil werden; zwischen Jugend und Kindheit, zwischen biologisch definierter Jugend und Jugendlichkeit als Habitus eröffnen sich Übergänge und Grauzonen, ebendieses ‚Zwischen‘ ist prekär für Erzieher, Werbestrategen, Jugendforscher. Altersphasen sind soziale Konstruktionen und damit in historisch variable Kontexte eingebettet.¹

Das vorliegende Jahrbuch 2006 geht in seinem Schwerpunkt der Genese und markanten Ausprägungen des modernen Jugend-Konzepts in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach. Bereits die Rede vom „Jungen Deutschland“, nicht selten als Epochenbegriff für die Jahre zwischen 1830 und 1848 verwendet, enthält jene Ambivalenz, die dem Thema und seinen bisweilen diffusen Konnotationen Aufmerksamkeit sichert: Der Aufbruch zu neuen (politischen, sozialen, künstlerischen) Ufern ist angesprochen, aber nicht wenige Zeitgenossen meinen auch Infragestellung bewährter Werte und Deutungsmuster. Diese charakteristischen Mehrdeutigkeit soll zunächst skizziert werden.

¹ Eine Übersicht bietet: *Coolhunters. Jugendkulturen zwischen Medien und Markt*. Hg. Klaus Neumann-Braun/Birgit Richard. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 2005, bes. die Beiträge von Gabriele Klein zur sozialen Konstruiertheit von Jugend und von Jürgen Zinnecker zu empirischen Befunden.

Werther und weiter. Jugend als Problem des 18. Jahrhunderts

Die literarische Rede über Jugend und Jugendlichkeit hat einen doppelten Beginn. Goethes Ruhm als europäischer Autor gründet in einem Buch, das schon im Titel eine signifikante Spezifizierung ankündigt: Um die „Leiden“ des „jungen“ Werther eben handelt es sich. Nimmt man dieses Attribut ernst, dann wird man den Protagonisten des Textes nicht umstandslos als den Duodezadel und seine bornierten Konventionen in emanzipatorischer Absicht kritisierendes bürgerliches Subjekt begreifen dürfen, wie es sozialgeschichtlich orientierte Untersuchungen nahe legen.² Vielmehr muss sich das Interesse auf die signalisierte Generationenproblematik richten: Werther agiert ‚zwischen‘ den Erwartungen der Erwachsenengesellschaft und Jugendstatus, und um dieses prekäre ‚Zwischen‘ geht es auch schon im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts. Seine explizite Thematisierung erklärt ‚Jugend‘ als literaturfähig.

I.

Es ist kein Zufall, dass ein literarischer Text die vielfältigen Diskussionen der Aufklärer irritiert. Ein Jahrzehnt vor Goethes Skandaltext fixiert Rousseaus *Émile* jene Ambivalenz der Jugendphase, die sich als Axiom der wissenschaftlichen wie literarischen Rede über sie bis ins 21. Jahrhundert halten wird. Und er tut dies in narrativer Form, kulturelles Wissen über die Objekte der nachmaligen erziehungswissenschaftlichen Gegenstände, aber auch Visionen, Hoffnungen, Ängste – sie liegen in ‚Geschichten‘ vor, nicht als disziplinäre Diskurse, in fachterminologisch geprägten Abhandlungen, die nicht mit der Belletristik verwechselt werden wollen. Gegen die aufklärerische Hoffnung von der Allmacht erzieherischer Einwirkung innerhalb der bestehenden gesellschaftlichen und familiären Strukturen setzt Rousseau das Szenario der bis ins Mark verdorbenen Zustände. Soziale Differenzierung äußere sich in wachsender Arbeitsteiligkeit, Konkurrenzneid, Ungleichheit und gegenseitiger Missgunst der Bürger. Ideelle und soziale Traditionen seien in Auflösung begriffen, Tugenden als Garanten sozialer Harmonie verlören ihr Ansehen. Solche markanten Sätze haben Rousseau, der bekanntlich mehrfach den Aufent-

² Über biographische Details und die Entstehungsgeschichte sowie die ältere Forschung unterrichtet Horst Flaschka. *Goethes Werther*. Werkkontextuelle Deskription und Analyse. München: Fink, 1987.

haltsort wechseln musste, nicht nur Freunde gemacht. Wichtig ist, dass die Tendenz solcher Urteile in die Konzeption seiner Erziehungsvorstellungen eingeht: Rousseau begründet die Tradition der Verbindung von Kulturkritik und Reformpädagogik. Jede ‚moderne‘ Pädagogik ist Reformpädagogik.³ Sie muss das sein, weil sich eine Pädagogik, die sich zum Anwalt des zu Erziehenden macht, nie mit dem Erreichten zufrieden geben kann, sie ist immer unabschließbares Projekt, sie braucht geradezu Defizite, an denen sie sich positiv abarbeiten kann. Und diese Defizite, das ist schon bei Rousseau zu sehen, werden einem stark kritikwürdigen, verbesserungsbedürftigen Zustand der je gegenwärtigen Kultur zugeschrieben; in den Debatten um 1900 wird die Reformpädagogik gegen die mechanische Lernschule im Kaiserreich polemisieren, zugleich aber Sexualfeindschaft, materialistische Gesinnung und Obrigkeitsdenken der Zeitgenossen anprangern.

Auch für die Geschichte der Erziehung in Deutschland ist Rousseaus *Émile* 1762 eine Zäsur.⁴ Der erste Absatz nach dem Vorwort lautet:

Alles ist gut, wie es aus den Händen des Schöpfers kommt; alles entartet unter den Händen des Menschen. Der Mensch zwingt ein Land, die Erzeugnisse eines anderen hervorzubringen, einen Baum, die Früchte eines anderen zu tragen. Er vermengt und vertauscht das Wetter, die Elemente und die Jahreszeiten. Er verstümmelt seinen Hund, sein Pferd, seine Sklaven. Alles dreht er um, alles entstellt er. Er liebt die Mißgeburt, die Ungeheuer. Nichts will er haben, wie es die Natur gemacht hat, selbst den Menschen nicht. Man muß ihn, wie ein Schulpferd, für ihn dressieren; man muß ihn nach seiner Absicht stutzen wie einen Baum seines Gartens.⁵

Hier geht es nicht mehr um Details, um Reformen, um Diskussionsanregungen, hier geht es ums Ganze; Rousseau spricht über den Menschen

³ Vgl. Jürgen Oelkers. *Reformpädagogik. Eine Dogmengeschichte*. 3. Aufl. Weinheim: Juventa, 1996. S. 15f.

⁴ Vgl. allgemein: *Rousseau in Deutschland. Neue Beiträge zur Erforschung seiner Rezeption*. Hg. Herbert Jaumann. Berlin, New York: de Gruyter, 1995, bes. die Einleitung des Herausgebers: „Rousseau in Deutschland. Forschungsgeschichte und Perspektiven“ (S. 1-22) und den Beitrag v. Wilhelm Vosskamp: „Un livre Paradoxal“ J.-J. Rousseaus ‚Émile‘ in der deutschen Diskussion um 1800“ (S. 101-113).

⁵ Jean-Jaques Rousseau: *Emil oder Über die Erziehung*. Vollständige Ausgabe. In neuer deutscher Fassung besorgt v. Ludwig Schmidts. 3. Aufl. Paderborn: Schöningh, 1975 (UTB, Bd. 115). S. 9.

schlechthin, seinen gegenwärtigen Zustand der Verderbnis. Diesem Gestus der Kompromisslosigkeit wird sich Werther verpflichtet fühlen, wird den missliebigen Baumfäller im mit Lotte besuchten Pfarrhof mit Mord bedrohen; noch die jungen Wilden des Rock in den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts werden den Tod dem Leben im Mief der Wohlstandsgesellschaft vorziehen: „hope I die before I get old“, so Pete Townshend von „The Who“. Die unbedingte und riskante Existenz verachtet die unwürdige Gegenwart.

Der Mensch ist nach Rousseau von Natur aus gut, degeneriert aber unter den Händen des Menschen – jedenfalls unter den bislang herrschenden Bedingungen. Wenn man einen Menschen nicht für sich, sondern für andere, gleichsam fremdbestimmt, erziehe, dann sei Übereinstimmung mit der Natur nicht möglich. Erziehung zum Bürger und Erziehung zum Menschen schließen sich aus. Das ist nichts weniger als ein Frontalangriff auf die geläufigen Programme der aufgeklärten Zeitgenossen. Rousseau stellt eine grundsätzliche Diskrepanz her von Natur und Gesellschaft, von Mensch und Bürger, von privater/individueller und allgemeiner/gesellschaftlicher Glückseligkeit.⁶ Die heftigen Reaktionen, die solche Passagen unter den Zeitgenossen hervorgerufen haben, verdanken sich auch der Rhetorik Rousseaus, der keine versöhnlichen Töne anschlägt, sondern strikt dichotomisiert: entweder Mensch oder Bürger. Da ist keine diskursive Verständigung möglich, da sollen keine anderen Vorschläge mehr zu Gehör gebracht werden, da ist nicht mehr von Eingliederung in bestehende Gemeinwesen die Rede. Schon den Prinzipien aufklärerischer Rede wird eine Absage erteilt.⁷

Diese Einleitung des *Émile* ist mithin „von größter ideenpolitischer Bedeutung“, denn unter dem Titel „Natur“ stellt Rousseau seine zentrale Abweichung vor: „Man kann nicht *zugleich* den Menschen *und* den Bürger erziehen, oder genauer: Man kann das Kind [oder später den Jugendlichen, RK] nicht *zugleich* gemäß seiner Natur zum Menschen werden lassen *und* aus ihm einen Bürger machen, der die gesellschaftlichen Normen erfüllt und dabei immer nur partikular“, eingeschränkt leben kann.⁸ Die Gesellschaft beschneidet notwendig und zu allen Zeiten die Natur des Kindes,

⁶ Dazu Vosskamp, „Un livre Paradoxal“ (wie Anm. 4). S. 104.

⁷ Vgl. Jaumann, „Rousseau in Deutschland“ (wie Anm. 4). S. 19: Das dialogische Sich-Einlassen wird als aussichtslos betrachtet.

⁸ Vgl. Jürgen Oelkers: *Die grosse Aspiration. Zur Herausbildung der Erziehungswissenschaft im 19. Jahrhundert*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1989. S. 18ff.; dort auch die folgenden Zitate.

weil sie Bürger braucht und nicht Menschen heranbildet. „Mit anderen Worten, die Gesellschaft sorgt für die Entfremdung des Menschen von seiner Natur, weil und soweit die Erziehung dem Bürger und nur ihm gilt.“

Entscheidend für dieses Argument ist nun allerdings die Prämisse: Die Natur des Menschen ist gut, ist nicht moralisch indifferent wie die äußere Natur, sondern ermöglicht das Gute, weil sie selbst gut ist; sie ist darin nicht von der Moralerziehung abhängig, dem prominenten Thema der Aufklärung, durchaus ja in Übereinstimmung mit der christlichen Lehre von der Erbsünde. Rousseau dagegen unterstellt, dass das Gute dem Menschen nicht von außen beigebracht werden muss. Seine Natur ist gut, sofern ihre Kräfte angemessen zur Geltung gebracht werden. Es kämpft so immer ein „Potential des Guten“ im Menschen mit der schlechten, moralisch verdorbenen Gesellschaft. Rousseau erhebt deshalb die „paradoxe Forderung, das Kind auf die Gesellschaft vorzubereiten, ohne es ihr auszusetzen.“ Man könne nicht „in einer verdorbenen Welt das Gute heranbilden, sondern man würde die natürliche Anlage zum Guten zerstören, führte man das Kind vor der Zeit an die Gesellschaft heran.“ Das Kind soll seiner Ansicht nach erst dann mit der gesellschaftlichen Moral konfrontiert werden, wenn es seine eigenen, natürlichen Kräfte stabilisiert hat.⁹ Damit wird Kindheit und Jugend ein neuer Inhalt zugesprochen: Sie werden nicht mehr in Beziehung zu einem historisch gewordenen Zustand der Gesellschaft gesetzt, existierende Sittlichkeit kann keine Vorbilder mehr liefern. Wo Gellert noch annahm, der Heranwachsende sei an der Hand des erfahrenen Mitmenschen am besten aufgehoben¹⁰, da dramatisiert Rousseau den Schritt in die Welt. Erzieher darf keiner der alten Hofmeister sein, die bestehende Gesellschaft repräsentieren, um ihre Normen zu vermitteln.

Notwendig wird also ein Schutzraum. Rousseau lässt seinen Zögling Emil deshalb isoliert von den Erwachsenen mit einem Mentor, einem Erzieher, aufwachsen. Seine einzige Aufgabe besteht darin, für das Wohl des jungen Menschen zu sorgen, der durch die Gesellschaft gefährdet ist, zu der auch die mit vielfältigen gesellschaftlichen Pflichten ausgestatteten Eltern gehören; sie gelten Rousseau als stärkste Elemente des Gesell-

⁹ Alle Zitate Oelkers. *Aspiration* (wie Anm. 8), S. 20f.

¹⁰ Vgl. hierzu, immer noch einschlägig, Walter Hornstein: *Vom „jungen Herrn“ zum „hoffnungsvollen Jüngling“*. *Wandlungen des Jugendlebens im 18. Jahrhundert*. Heidelberg: Quelle&Meyer, 1965. S. 73ff., 102ff.

schaftlichen.¹¹ Der Erzieher vermittelt nicht anerkannte Wahrheiten, sondern will Emil zur Reflexion anleiten, zur Prüfung der Tradition, er will – gut aufklärerisch – zur Eigentätigkeit der Vernunft verhelfen, Wahrheit soll selbst gefunden, nicht übernommen werden. Damit bereitet Rousseau das Auftreten von Jugendgenerationen vor, die auf Distinktion setzen, die sich auf einen neuen Lebensstil verpflichten und seine Imperative gegen die insinuierte Erstarrung der Elterngeneration durchsetzen wollen, beispielsweise im Sturm und Drang.¹² Kein Wunder, dass sich professionelle Pädagogen des 19. und 20. Jahrhunderts gern auf Rousseau berufen werden. Die Radikalität späterer Darstellungen des Jugendlichen wird es ausmachen, dass dann auch der erwachsene Mentor noch verloren geht, an seine Stelle tritt der gleichaltrige Freund.

Die Jugendphase sieht Rousseau, anders als die Tradition erzieherischen Denkens im 18. Jahrhundert, nicht als noch defizitäres Erwachsensein, sondern als Krise, als größte Zäsur des Menschenlebens. Gefährdungen von außen, durch die Verlockungen der Gesellschaft, entsprechen solche des Innenlebens, zumal durch die Sexualität. Die auf Emotionen gründende Ehe, die Intimisierung intrafamiliärer Kommunikation und die Akzentuierung der Individualitäten von Eltern und Kindern deuten sich an: Familie wird als Gegenwelt zum feindlichen Außen denkbar. Als Ort der Privatheit kann sie Schutzraum werden und Aufgaben der Regeneration zugewiesen bekommen. Und mit dieser Funktionsbestimmung verbunden ist die Formierung von Geschlechtscharakteren: Muss der Mann ins feindliche Draußen, um die materiellen Grundlagen der Familie zu erhalten, so entfaltet die Frau, ihrer ‚natürlichen Bestimmung‘ gemäß, Wirkung nach innen.

Die Merkmale, mit denen Rousseau die Jugendphase ausstattet, können bis in die Gegenwart als *normatives* Fundament für die europäische Reflexion auf Jugend gelten, werden zumal in der wissenschaftlichen (sozialisationstheoretischen, sozialpsychologischen, psychohistorischen) Expertise dominant¹³:

¹¹ Vgl. ebd. S. 103.

¹² Vgl. ebd. S. 127. Ausführlich im Blick auf die Protagonisten literarischer Texte Richard Quabius. *Generationenverhältnisse im Sturm und Drang*. Köln, Wien: Böhlau 1976 (Literatur und Leben. NF, Bd. 17).

¹³ Vgl. die folgende Zusammenfassung bei Jürgen Zinnecker. „Jugend der Gegenwart – Beginn oder Ende einer historischen Epoche?“ *Neue Widersprüche. Jugendliche in den 80er Jahren*. Hg. Dieter Baacke/Wilhelm Heitmeyer. Weinheim, München: Juventa, 1985. S. 24-45, hier S. 27ff.

Zunächst einmal wird Jugend aus der pragmatischen Abfolge der Generationen herausgenommen und positiv akzentuiert. Jugend avanciert zum emphatischen Begriff, an den sich kulturkritische und geschichtsphilosophische Hoffnungen anlagern. Die Jugendphase wird damit gegen soziale Verortung indifferent konzipiert, stand-, schicht- oder klassenbezogene Konzeptionen sind obsolet, mindestens von sekundärer Bedeutung. Jugend ist damit als pädagogische Provinz eingerichtet, auf ein eigenes Erziehungsmilieu ausgerichtet. Die „zweite Geburt“, wie Rousseau formuliert, anzuleiten, wird zum Gegenstand wissenschaftlicher Reflexion und zum Metier professioneller Eliten, die sich nicht als Mittler gesellschaftlicher Imperative verstehen, sondern als Anwalt des Zöglings. Jugend gewinnt somit den Charakter eines Moratoriums, einer Phase der von Rollenzumutungen möglichst entlasteten Selbstfindung. Noch Erik Erikson und Margret Mead werden die Stabilisierung von Identität mit diesem Aufschub, mit einem Stadium psychosozialer Experimente, korrelieren. Schließlich wird Jugend als Entwicklungsprozess gesehen, der krisenhaften Charakter zeigt. Körperliche und sexuelle Reifung gehen einher mit Orientierungsproblemen; nicht ihr Ausbleiben verweist auf eine stabile psychische Disposition, sondern der reflektierte Umgang mit ihnen und die Fähigkeit zu distanzierter Selbstbeobachtung.

Bezeichnet sind damit epochale Trends: Diese Emphasisierung der Jugendkonzeption darf mit den realhistorischen Bedingungen von Aufwachsen und Lernen bis weit ins 20. Jahrhundert hinein nicht verwechselt werden. Das verweist darauf, dass die literarischen Thematisierungen von Jugend nicht umstandslos als sozialhistorische Quellen missverstanden werden sollten: Sie sind Konstruktionen, kulturelle Deutungsmuster. Das ‚Sprechen für alle‘ ist Element einer rhetorischen Strategie, mit der Positionen in Kunst und kulturellen Debatten markiert werden

II.

„Wie froh bin ich, dass ich weg bin! Bester Freund, was ist das Herz des Menschen! Dich zu verlassen, den ich so liebe, von dem ich unzertrennlich war, und froh zu sein! Ich weiß, du verzeihst mir’s.“¹⁴ Der andere

¹⁴ Zitate nach der ersten Fassung von 1774 in der Berliner Ausgabe: Goethe. Poetische Werke. Romane und Erzählungen I: *Die Leiden des jungen Werther. Wilhelm Meisters theatralische Sendung*. Berlin: Aufbau 1976. S. 7.

Beginn der modernen Rede über Jugend führt sich über Distanz ein: zur vom Geschäft bestimmten Stadt, in der die Mutter den Bericht über finanzielle Querelen erwartet, zur Welt der bornierten Ästhetikkenner, die nichts von wahrer Kunst, und der ‚braven‘ Ehemänner, die nichts von wahrer Liebe wissen. Sie tritt in doppelter Form auf: als existentiell bedeutsame Liebe zu Lotte, aber eben auch als Freundschaft, die alles versteht, alles verzeiht – ein Motiv, das im Adoleszenzroman um 1900 die Distanzierungsversuche jugendlicher Protagonisten begleitet, gelegentlich erst ermöglicht. Schon im literarischen Sturm und Drang, etwa in den Postulaten der Göttinger Hainbündler, wird beschworen, was den professionellen Jugendbeobachtern des 20. Jahrhunderts als ein zentrales Charakteristikum jugendlicher Lebenswelten gelten wird: die Bedeutung von Gleichaltrigen, von peer-groups, für Lebensstile, die sich auf die Wertordnung der Erwachsenen beziehen, um durch ihre Negation Unterschiede markieren zu können. Nur ist Werthers emphatisches Bekenntnis zur Freundschaft mit dem Adressaten seiner Briefe für den Leser des Briefromans bloß rhetorisch präsent, Behauptung des Sprechenden, bleibt narrativ unbestätigt. Von den Konventionen des europäischen Briefromans als einer dialogischen (Selbst-)Verständigung unter Abwesenden, die in der brieflichen Aussprache Anwesenheit simulieren, setzen sich die Monologe Werthers ab – ungeachtet seiner immer wieder geäußerten Hoffnung auf ‚echte‘ Kommunikation jenseits gesellschaftlicher Disziplinierung bleibt der Leser allein Beobachter der Asozialität Werthers: „O mir war das Herz so voll – Und wir gingen auseinander, ohne einander verstanden zu haben. Wie denn auf dieser Welt keiner leicht den andern versteht.“¹⁵ Schon die Form des Textes verweist so auf jene narzisstische Disposition¹⁶, die seine oft beschriebene Radikalität ambivalent erscheinen lässt. Zum einen meint sie die Absage an die zeitgenössischen Normen des Umgangs mit Sexualität, an die Konventionen für Geselligkeit und pädagogisch reflektierten Umgang mit Kindern; die Geschwister Lottes bieten Werther jene ‚Natürlichkeit‘, die er als Kennzeichen wahren Menschseins bei den „dogmatische[n] Drahtpuppe[n]“ vom Schläge des Dorfmedikus vermisst:

¹⁵ Goethe. *Werther*. S. 51.

¹⁶ Vgl. Reinhart Meyer-Kalkus: „Werthers Krankheit zum Tode. Pathologie und Familie in der Empfindsamkeit“. *Urszenen. Literaturwissenschaft als Diskursanalyse und Diskurskritik*. Hg. Friedrich A. Kittler/Horst Turk. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1977. S. 76-138, hier S. 90ff.

Ja, lieber Wilhelm, meinem Herzen sind die Kinder am nächsten auf der Erde. Wenn ich so zusehe und in dem kleinen Dinge die Keime aller Tugenden aller Kräfte sehe, [...] alles so unverdorben, so ganz! Immer, immer wiederhol ich die goldenen Worte des Lehrers der Menschen: Wenn ihr nicht werdet wie eines von diesen!¹⁷

Solche Bekenntnisse implizieren Kritik an aufklärerischer Erziehungsexpertise ebenso wie eine regressive Tendenz, die Werther selbst mit Affinität zum Status des Kindes, seiner unterstellten ‚Ganzheit‘ anstelle der ubiquitären ‚Zerrissenheit‘¹⁸, und nicht in der kulturell erwünschten Rolle des zukünftigen Familienvaters zeigt.¹⁹ Sie wird eingenommen vom Rivalen Albert, dem Gegenbild zum Protagonisten: beruflich engagiert, mütterlich in Gesellschaft, nicht in jener ständigen Selbstreflexion auf eigene Befindlichkeit gefangen, die zwischen Genieanspruch und suizidaler Anfälligkeit oszilliert: „Und so taumele ich beängstet! [...] Ich hab keine Vorstellungskraft, kein Gefühl an der Natur, und die Bücher speien mich alle an. Wenn wir uns selbst fehlen, fehlt uns doch alles.“²⁰

Werthers Oppositionen, die „Bücher“ als bloß papierner Ballast stehen gegen die nachmals so bezeichneten ‚Kultautoren‘ wie Klopstock und Ossian als Elemente einer Lebensform, der Rekurs aufs eigene „Herz“²¹ gegen die Bornierungen der Vernunft, die unbedingte Liebe gegen die kalkulierte Verheiratung, gehören zu einer „Provokationssemantik“, die ihre Leitdifferenz in der „hochdramatisierte[n] Unterscheidung

¹⁷ Goethe. *Werther*. S. 30.

¹⁸ Vgl. zu dieser Opposition Rüdiger Steinlein: „Die Kindheit ist der Augenblick Gottes“. Faszinationsgeschichte der Kindheit um 1800 als kulturwissenschaftlicher Diskurs. *Kulturwissenschaft – Cultural Studies. Beiträge zu einem umstrittenen literaturwissenschaftlichen Paradigma*. Hg. Peter-Uwe Hohendahl/R.S. Berlin: Akademie, 2001. S. 115-131.

¹⁹ Vgl. Stephan K. Schindler: *Das Subjekt als Kind. Die Erfindung der Kindheit im Roman des 18. Jahrhunderts*. Berlin: Erich Schmidt, 1994 (Philologische Studien und Quellen, H. 130). S. 193-225; Meike Sophia Baader: *Die romantische Idee des Kindes und der Kindheit. Auf der Suche nach der verlorenen Unschuld*. Neuwied: Luchterhand, 1996. S. 52-60; Peter Eikenloff: „Der verlassene Sohn. Generationenkonflikt und Bindungsverluste in den *Leiden des jungen Werthers* (1774)“. *Wirrendes Wort* H. 2 (2003), S. 181-199.

²⁰ Goethe. *Werther*. S. 54.

²¹ Vgl. Goethe. *Werther* S. 10: „braust dieses Herz doch genug aus sich selbst“, S. 76: „Ach was ich weiß, kann jeder wissen. – Mein Herz hab ich allein.“

von Individualität und Gesellschaft“ hat.²² Die irritierten Reaktionen vieler Zeitgenossen wie die enthusiastische Aufnahme in einer jüngeren Leserschaft („Wertherfieber“) zeigen, dass Goethes Text die Konventionen literarischer Kommunikation verletzt, zumal in den Passagen über Selbstzerstörung als Freiheitsmoment und die Unmöglichkeit authentischen Lebens und Liebens innerhalb der bestehenden Gesellschaft nicht jene moraldidaktischen Rücksichten kennt, die dem aufgeklärten Kunstverständnis – und der zeitgenössischen Pädagogik – unabdingbar waren.²³

Als „Sinnbild der ersten *literarisch vermittelten* Jugendbewegung“²⁴ und „Modelltext“²⁵ der Adoleszenzliteratur kann dieser Text gelten, weil seine dichotomische Struktur der des Generationenkonflikts zu gleichen scheint. Werthers Oppositionen entsprechen denen zwischen ‚alt‘ und ‚jung‘, Vergangenheitem und Gegenwärtigem/Zukünftigem, die sich mit der Operationalisierung durch liberal-progressive Autoren des Vormärz als Begleitsemantik für die Dynamisierung des Gesellschaftlichen als eines historisch Variablen etablieren werden. Werthers Lebenslauf präformiert in dieser Sicht die literarischen Biographien jugendlicher Helden der Hesse, Torberg und Salinger bis hin zur Pop-Literatur, liefert die Vorlagen für die Manifeste jugendlichen Rechts auf (auch sexuelle) Selbsterforschung, Spontaneität und eigene Sprach- und Lebensstile.²⁶

²² Gerhard Plumpe: „Kein Mitleid mit Werther“. *Systemtheorie und Hermeneutik*. Hg. Henk de Berg/Matthias Prangel. Tübingen: G. Narr, 1997. S. 215-231, hier S. 216, 225.

²³ Vgl. Georg Jäger: Die Wertherwirkung. Ein rezeptionsästhetischer Modellfall. Historizität in Sprach- und Literaturwissenschaft. Vorträge und Berichte der Stuttgarter Germanistentagung 1972. In Verb. mit Hans Fromm u. Karl Richter hg. Walter Müller-Seidel. München: Fink, 1974. S. 393-399. Vgl. zu bildungshistorischen Aspekten Christa Kersting: *Die Genese der Pädagogik im 18. Jahrhundert. Campes „Allgemeine Revision“ im Kontext neuzeitlicher Wissenschaft*. Weinheim: Deutscher Studienverlag, 1992, bes. S. 203ff. zu den „Erziehungsgeschichten“.

²⁴ Gert Sautermeister: „Vom *Werther* zum *Wanderer* zwischen beiden Welten. Über die metaphysische Obdachlosigkeit bürgerlicher Jugend“. „*Mit uns zieht die neue Zeit*“. *Der Mythos Jugend*. Hg. Thomas Koebner/Rolf-Peter Janz/Frank Trommler. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1985 (es, Bd. 1229). S. 438-478, hier S. 447.

²⁵ Rüdiger Steinlein: „Adoleszenzliteratur“. *Zeitschrift für Germanistik*. NF 14 (2004): S. 8-18, hier S. 8.

²⁶ Vgl. zuletzt Katharina Rutschky. „Wertherzeit. Der Pop-Roman – Merkmale eines unerkannten Genres“. *Merkur* H. 2 (2003): S. 106-117.

Tatsächlich wird man *Die Leiden des jungen Werthers* als den Text ansehen können, der durch die narrative Inszenierung der ‚Schwelle‘ wegweisend geworden ist: Werther zwischen den kulturell formulierten Erwartungen an ‚vernünftiges‘ Verhalten und der Stimme des eigenen ‚Herzens‘, zwischen der Anforderung an den „Mann“²⁷ und ‚kindlicher‘ Neigung, in ungesicherter materieller Lage, ohne konkrete berufliche Aussichten, in der Kunst mit dilettantischer Ambition: Übergänge, Passagen, Schwellen – die Topographie des ‚Zwischen‘ ist konstitutiv für das Genre der Adoleszenzliteratur, deren Konjunkturen man mit der Dynamik gesellschaftlicher Entwicklungen in den letzten 200 Jahren wird in Verbindung bringen dürfen. Nur verdeckt die Annahme einer Kontinuität nicht nur der genrespezifischen Handlungskonstellationen und ‚Figurenpsychologie‘, sondern auch mentalitätsgeschichtlicher Dispositionen²⁸ die Umakzentuierungen – und sie erst erlauben Rückschlüsse auf Ort und Stellenwert literarischer Interventionen in kulturelle Debatten über Jugend und Jugendlichkeit. Die Lebensläufe, die in solchen Texten geschildert werden, demonstrieren die ‚Offenheit‘ der modernen Biographie, die konstruiert werden muss, wenn Individualität Chance und Verpflichtung zugleich wird: Die Jugend-Thematik wird ein Fokus der kulturellen Reflexion auf die Risiken der Individualität in kontingenten Lebensläufen. Allerdings wird man in Werthers regressiver Beschwörung kindlicher Unschuld keinen Hinweis auf jene ‚Bewegung‘, jene Zukunftsoptionen sehen können, die den modernen Jugendbegriff seit dem späten 19. Jahrhundert kennzeichnen und mit ihm seine literarischen Adaptionen. Werthers Exzentrik ist Teil einer literarischen Schreibstrategie, die in der Abweichung (von Lesegewohnheiten wie von moralischen Normen) interessant sein will – im literarischen Feld, das Positionierung als Unterscheidung verlangt. Literarische Thematisierungen von ‚Jugend‘ im 20. Jahrhundert aber nehmen den umgekehrten Weg: Ihre Protagonisten, das gilt für die Texte Strauß, Hesses und Musils ebenso wie für

²⁷ So Lotte gegenüber dem von „Leidenschaft“ Getriebenen: „mäßigen Sie sich, Ihr Geist, Ihre Wissenschaft, Ihre Talente, was bieten die Ihnen für mannigfaltige Ergötzungen dar! Seien Sie ein Mann“; Werther, S. 96. Gleichsam als Selbstzitat hat Goethe diese Forderung an den Leser der „zweiten echten Auflage“ des Textes 1775 vorangestellt: „Sei ein Mann, und folge mir nicht nach.“ (S. 249).

²⁸ Vgl. Sautermeister. „Werther“ (wie Anm. 24). S. 446, der von der „Beharrungskraft“ eines „jugendlichen Sozialcharakter[s]“ über „zwei Jahrhunderte hinweg“ spricht.

die Pop-Literatur der neunziger Jahre, nehmen ihren Ausgang aus einer ‚Normalität‘, an deren Standards sie ihre Umwelt erinnern. Nicht die Abweichung, nicht die radikalisierte Subjektivität eines Werther, sondern die zunächst unspektakulären Ansprüche pubertierender Jugendlicher und junger Erwachsener beherrschen auf der thematischen Ebene die Texte, deren Provokation zumal in der Konfrontation von kulturellem Selbstverständnis (‚Bildung‘) und institutioneller Praxis liegen wird, bis dann die Gegenwartsliteratur unaufgeregt nur mehr die Accessoires (post-)adoleszenter Freiräume katalogisiert.

Zu den Beiträgen

Den folgenden Beiträgen kommt es deshalb weniger darauf an, Kontinuitäten und Traditionen in der literarischen Darstellung von Jugend zu verfolgen oder den jeweiligen jugendlichen Protest gegen die von den ‚Alten‘ dominierten „fatalen bürgerlichen Verhältnisse“²⁹ immer aufs Neue zu entdecken, als darauf, die Verfahren kultureller Konstruktion von Lebensaltern zu untersuchen, wie sie sich auch in literarischen Texten vollzieht. Denn diese Texte werden nicht selten – auch von ihren literaturwissenschaftlichen Kommentierungen – pauschal als Belege für einen seit zweihundert Jahren währenden Konflikt der Generationen gelesen, von Werther und Karl Moor über das Junge Deutschland bis James Dean und Bernward Vesper. Dass es sich dabei aber jeweils nur um *eine* Perspektive auf Jugend handeln kann, verdeutlicht Carola Groppe, wenn sie exemplarisch die Sozialisationsbedingungen im vormärzlichen Wirtschaftsbürgertum des Bergischen Landes rekonstruiert. Nicht um Rebellion gegen die Wertmuster der Väterwelt ist es den Heranwachsenden zu tun, die gleichwohl ihre besondere ‚Identität‘ suchen und verteidigen, auf Distinktion bestehen. Nur kann dies mit religiösen Implikationen geschehen, die gesellschaftsgeschichtlich ‚konservativ‘ erscheinen mögen: Lineare Fortschrittskonzepte werden durch solche bildungshistorischen Fallstudien zwangsläufig differenziert, zumal derartige Befunde über spezifische Ausprägungen von Adoleszenzkonflikten immer mit sozialer Schichtung in Verbindung gebracht werden müssen. Entsprechend macht Stefan Ruppert in seiner rechtsgeschichtlichen Studie darauf aufmerksam, dass zwar Kindheit und Jugend in vielfältiger Form in der vor-

²⁹ Goethe. *Werther*. S. 65.

märzlichen Gesetzgebung thematisiert werden, eine Jugendkonzeption im uns heute geläufigen Sinne jedoch nicht anzutreffen ist. Vielmehr dominieren schichtspezifische, an „Sozialdisziplinierung“ interessierte Adressierungen, wobei das Schulrecht eine gewisse Ausnahme bildet.

Solche Befunde dementieren geläufige Vorstellungen: Die pauschale Rede von *der* Jugend schlechthin ist ungenau, trifft allenfalls Sektoren der Gesellschaft, nivelliert Unterschiede zwischen sozialen Schichten ebenso wie regionale Differenzen. Ein viel genanntes Beispiel für jugendliche Rebellion gegen die von Metternich personalisierten Repressionen nach der Entmachtung Napoleons erläutert Frank Mehring. Der Attentäter Karl Ludwig Sand verpflichtet sich auf den ästhetisch inszenierten Opfertod, der die Umwälzung der politisch-sozialen Verhältnisse initiieren sollte – eine extreme Karriere, die in ihrer Motivation eben nicht generalisiert werden darf. So zeigt Wolfgang Beutin in seinen Überlegungen zur Autobiographie zunächst Faktoren auf, die jede Altersphase rahmen: Epochale Situierung im Sinne einer Generationserfahrung, regionale und lokale Besonderheiten, konfessionelle und Schichtzuordnung, nicht zuletzt die Geschlechtszugehörigkeit werden von den Verfasserinnen und Verfassern explizit als prägende Einflüsse auf ihre Kinder- und Jugendzeit benannt. Nur wird diese Lebensphase selten als singuläre ausgezeichnet, als ein Moratorium, das – ganz auf Zukunft ausgerichtet – im Zeichen moderner Selbstfindungskonzepte jenseits überkommener Normen anzusiedeln ist. Es herrscht in vielen Thematisierungen der Jugend, Hans-Martin Kruckis gibt hierfür Beispiele aus biographischen Darstellungen, ein eher unaufgeregter Beschreibungsgestus vor, der Jugend in die Kontinuität eines Lebenslaufs eingliedert, ohne Anspruch auf Zäsuren, Konflikte, „Krisen“; „Besonderheit“ zeichnet das Objekt der Biographie insgesamt aus.

Solche Skepsis gegenüber der nachmals emphatisch akzentuierten Jugend/Jugendlichkeit herrscht auch in vielen literarischen Texten vor. Rüdiger Steinlein bestimmt, ausgehend von den Jugenddiskursen am Beginn des 19. Jahrhunderts, die Jünglingsfiguren Stifters und Grillparzers als eher resignierte, auf soziale Integration ausgerichtete Charaktere, denen der „Avantgardehabitus“ (Oesterle) des genialischen Künstlers wie des opferwilligen Kriegers abgeht. Auch Sikander Singh beschreibt diese Haltung des Verzichts, des Rückzugs jugendlicher Protagonisten in Texten Immermanns, Stifters und Grillparzers und bezieht sie auf die poetologischen Konzepte der Restaurationszeit: keine rigorosen Absagen an die Prinzipien der „Kunstperiode“, sondern Formen der Reflexion auf

ihren langen Schatten. Das sensationelle Schicksal des Kaspar Hauser, darauf macht Nicolas Pethes aufmerksam, taugt denn auch nicht zur Feier ‚natürlichen‘ Menschseins in dankbarer Erinnerung an Rousseau, insbesondere kindlicher oder jugendlicher ‚Reinheit‘, sondern im Gegenteil: In den literarischen Adaptionen bei Marheineke, Stifter und Gutzkow dementiert die Rede über den Findling das Ideal jugendlicher Ursprünglichkeit.

Insgesamt lässt sich eine erstaunliche Distanz der hier interpretierten literarischen Texte zu herkömmlichen literaturgeschichtlichen Wertungen und Reihenbildungen beobachten. Literarische Texte sind keineswegs durchgehend seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts Anwälte einer dynamischen, auf Zukunft ausgerichteten Jugend, die den Erstarrungen des gesellschaftlichen und zumal künstlerischen Establishments energisch den Kampf ansagt. Vielmehr ergibt sich für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts ein differenzierteres Bild, das den Gestus heroischen Aufbegehrens ebenso kennt wie die selbstbewusste Integration in die Welt der Eltern, aber auch die resignierte Absage an kulturelle Idealbilder.